

# Mythen, Magma und Maori

Mit dem Fahrrad durch Neuseeland



Allein? Als Frau? Mit dem Fahrrad? Auf diese Fragen konnte ich Wetten abschließen. Sie ließen nie lange auf sich warten, wenn ich von meinen Reiseplänen erzählte. Natürlich hatte ich versucht, Freunde für eine Tour durch das „Land der langen weißen Wolke“ zu begeistern. Aber: Wer kann sich leisten, drei Monate aus dem Alltag auszuscheren? Wer blättert locker 1.500 Euro für den Flug ans Ende der Welt auf den Tisch? Und wer ist dann noch verrückt genug, sich auf eine Ochsentour im Fahrradsattel einzulassen – selbst wenn sie durch traumhafte Landschaft führt? Ich habe eine Weile gesucht und niemanden gefunden. Irgendwann, dachte ich, musst du dich entscheiden: jetzt oder vielleicht nie. Besser jetzt. Und warum eigentlich nicht?

Je näher der Abflugtermin rückte, desto häufiger fragte ich mich allerdings selbst, ob ich mir nicht doch lieber zuerst den Donauradweg vornehmen sollte? Um mir Mut zu machen, wurde ich Stammgast in Trekkingläden und Fahrradwerkstätten, wühlte mich durch Outdoor-Kataloge, Reisehandbücher und Bike-Magazine. Ich schaffte mir sogar ein Handy an, das ich später 3.800 Kilometer durch Neuseeland tragen sollte, ohne je ein vernünftiges Netz zu bekommen. Heute kann ich darüber lachen, damals bekam ich Durchfall. Abgehalten hat mich das zum Glück nicht.

\*

Radeln über Schotterpisten und Steilpässe, bei brütender Hitze und sintflutartigen Regenfällen, durch staubiges Farmland und immergrünen Regenwald, vorbei Gletschereis und heiße Quellen. Man muss kein anatomisches Wunder sein, um das zu bewältigen, auch als Frau nicht. Aber meine Muskelpakete an den Oberschenkeln habe ich trotzdem schätzen gelernt. Denn in Neuseeland gibt

es für Radler zwei simple Naturgesetze. Erstens: Es geht *immer* bergauf. Wenn es einmal bergab geht, dann nur als Auftakt zur nächsten Kletterpartie. Zweitens: Der Wind kommt *immer* von vorn. Falls nicht, schüttet es wie aus Kübeln.

Mehr als zehn oder fünfzehn Kilometer pro Stunde sind für Tourenradler bei diesen Verhältnissen die Ausnahme. Solange die Muskeln noch auf Kurzstreckenmodus eingestellt sind, schmelzen die Tagesetappen im Fahrtenbuch schnell zusammen: 120, 100, 80, 60 - Pause. Neidvolle Blicke auf Campervans und feixende israelische Jugendliche in komfortablen japanischen Kleinwagen. Warum sich quälen? Der Bus ist billig und eine Mitfahrgelegenheit gibt es fast an jeder Ecke, denn die Neuseeländer sind noch viel hilfsbereiter als ihr Ruf.

Manchmal ist Stolz nützlich. Denn irgendwann sind sie da, diese meditativen Momente, in denen der Körper die Plackerei mit Endorphinen belohnt und die Beine arbeiten wie ein Perpetuum Mobile. Schritt für Tritt, Meter um Meter. Stoisch. Wenn die Gedanken ziehen und das Leben plötzlich ganz einfach wird.

\*

Meine Landung in Neuseeland ist holperig. Nach 30 quälend öden Stunden stehe ich unvermittelt in der abgetakelten Ankunftshalle des Flughafens von *Christchurch*. Müde, verloren und mit tausend Sorgen im Gepäck. Nicht ganz unberechtigt, wie sich herausstellt, als ich mein Fahrrad in Empfang nehme. Ich hatte es zu Hause in einen Karton verstaut, den man mir jetzt am Schalter für Sperrgepäck sichtlich lädiert entgegenschleibt. Als ich die Kiste öffne, wird aus böser Ahnung frustrierende Gewissheit: Die Federgabel ist angeschlagen, das Kettenblatt ruiniert. Wahrscheinlich hat die Bodencrew Bowling mit meinem Rad gespielt. Immerhin hilft mir der Schreck, meine innere Krisenmanagerin aus der Reisestarre zu wecken.

Auf dem Weg zum Trouble Desk von Air New Zealand wappne ich mich gegen Ausflüchte und Hinhaltenaktik. Ich will gerade zu einer empörten Beschwerde-Offensive ansetzen, als mir der gemütlich näselnde Service-Mitarbeiter unfassbar freundlich versichert, selbstverständlich werde die Fluggesellschaft für den Schaden aufkommen. Ein Versprechen, das sie ein paar Tage später tatsächlich anstandslos einlösen wird. Willkommen in Neuseeland! *Kia ora!*

Hier bin ich also, im Land der „Kiwis“, wie sich die Neuseeländer in Anlehnung an den unförmigen einheimischen Laufvogel nennen, der zugleich ihr Wappentier ist, und damit einen liebenswerten Sinn für Selbstironie beweisen. Doch es dauert eine Weile, bis ich dort ankomme, wohin ich mich seit vielen Monaten gesehnt habe. Der Körper reist schneller als die Seele. Hostels buchen, Routen planen, Proviant einkaufen. Die Tage in Christchurch vergehen wie im Zeitraffer.

\*

Meine Jungfernetappe führt mich zum *Mount Cook* im Herzen der südlichen Alpen. In *Lake Tekapo* baue ich zum ersten Mal mein kleines, grünes Zelt auf - Frühstück am See. Im Morgengrauen schwinge ich mich auf mein voll beladenes Bike, das für die nächsten Monate mein Begleiter sein wird. Ungewohnt klingt das Geräusch der Reifen auf dem groben Asphalt, nur hin und wieder braust ein Auto an mir vorbei. Die Luft ist klar und ehrlich. Als der schneebedeckte Gipfel des Mount Cook schon in greifbare Nähe rückt, setzen die Fallwinde ein: Orkanartige Böen treiben Gischt über den türkisen Gletschersee *Lake Pukaki* und mir die Tränen in die Augenwinkel. Hohes, weites, grenzenloses Land. In *Glentanner Station* gebe ich auf. Die letzten Kilometer bis *Mount Cook Station* sind aus meinen untrainierten Beinen einfach nicht herauszuholen.



Mein Zwangsstopp an der Helikopter-Station beschert mir am nächsten Morgen einen bilderbuchhaften Sonnenaufgang mit Bergpanorama vor dem Zelt. „Wolkenpiekser“ – so nennen die Maori den höchsten Berg Neuseelands. Wie ein Wächter beherrscht er den Horizont und hindert die regenschweren Wolken, die sich über dem Tasmanischen Meer zusammengebraut haben, an ihrer Passage nach Osten. Das Geschrei der Wildgänse und der Geruch von Nadelholz und trockenem Boden sind die Begleitmusik zu diesem gelungenen Auftakt meiner dreimonatigen Reise.

\*

An der *Ida Range* in *Otago* lerne ich, was Fahrradfahren in Neuseeland wirklich heißt. Von *Livingston* bis *Naseby* sind es gerade einmal 50 Kilometer. „No problem with your pushbike“, versichert mir Clyde vom *Dansey's Pass Holiday Park*. Die verkehrsarme *Scenic Road* eröffnet atemberaubende Ausblicke auf menschenleeres Farmland und sanfte Hügel, bewachsen mit buschigem Tussockgras. Nach gut der Hälfte der Strecke dämmert mir, dass Clyde seine optimistische Einschätzung offenbar mit Blick auf mein robustes Mountainbike getroffen hat. Er konnte ja nicht ahnen, dass die Fahrerin nach den ersten anstrengenden Etappen geradewegs auf ein konditionelles Tief zusteuert.

Bei der Tourenplanung hatte ich völlig unterschätzt, dass auf der einsamen Straße über den *Dansey's Pass* nicht nur 940 Höhenmeter zu überwinden sind, sondern auch die erste ausgewachsene „gravel

road“. Je höher ich mich zum Pass hinaufschraube, desto tiefer wühlen sich die Reifen in den losen Schotter - das mahlende Geräusch zerrt an meinen Nerven. An der steilsten Stelle geht nichts mehr, das Hinterrad dreht durch, zum Schieben ist das Bike viel zu schwer. Wütend reiße ich die Packtaschen vom Träger, schleppe meine Habseligkeiten die letzte Kehre zu Fuß hinauf und schwöre, in Zukunft jede Schotterpiste zu meiden. Ein Eid, der sich in Neuseeland unmöglich einhalten lässt.

Nach fünf Stunden sinke ich mit zitternden Knien auf einen altersschwachen Gartenstuhl vor dem Ausflugslokal in *Kyeburn Diggins*. Als wäre ich irgendwo auf der Strecke in ein Wurmloch geraten, finde ich mich plötzlich einer Wild-West-Szenerie wieder. Die Gegend um das nahe gelegene *Ranfurly* war Anfang der 1860er Jahre Schauplatz des Otago-Goldrauschs. 1891 wurde der erste Abschnitt der Otago Central Railway eröffnet, die die abgelegene Region mit dem Pazifik verbinden sollte. Seitdem die Bahnlinie zwischen *Middlemarch* und *Alexandra* 1990 stillgelegt und in einen *Rail Trail* für Wanderer und Biker umfunktioniert wurde, bemüht sich besonders die 100-Seelen-Gemeinde *Naseby* um einen Namen als historisches Freiluftmuseum. Ich fühle mich wie eine Zeitreisende, als ich an den pittoresken Holzhäusern der Main Street vorbei und durch verwilderte Gärten schlendere.

\*

An den menschenleeren Stränden der *Catlins*, einem touristisch noch wenig erschlossenen Landstrich im Südosten, rieche ich zum ersten Mal das Meer. Hinter farnüberwucherten Märchenwäldern schlummern einige der bezauberndsten Küstenstreifen Neuseelands. Bei Ebbe blühen die Anemonen in den Tidepools, See-Elefanten, Hektordelfine und Gelbaugenpinguine haben hier ihr Zuhause. An den steilen Felsen bei *Nugget Points* tobt eine furchteinflößende Brandung, in der sich mächtige Büschel aus olivgrünem Kelb wiegen wie Haarschöpfe von Meerungeheuern. Wer Glück hat, findet in den Klippen schillernde Abalone-Muscheln (Paua), die bei den Maori ein beliebtes Material zur Schmuckherstellung sind.



Ich folge der Küstenlinie weiter bis kurz hinter *Slope Point*, dem Südkap der Insel. Es geht durch baumloses Farmland und grasgrüne Hügel, auf denen ein guter Teil der insgesamt 55 Millionen Schafe grasen, die Neuseeland zu einem der weltweit größten Produzenten von Wolle machen. Tagelang jagen dicke Wolken über den Himmel, als hätten sie einen dringenden Termin. Hin und wieder bricht das Grau auf und zaubert einen bunten Regenbogen über *Steward Island*. Die wenigen Büsche und Hecken, die dem rauen Klima trotzen, haben sich dem eisigen Wind aus der Antarktis gebeugt: ihre knorrigen Äste wachsen fast parallel zum Boden. Als Radler kann man hier unten nur beten, dass einem der Wind in den Rücken bläst. Mit tut er den Gefallen nicht. Die Schleichtouren auf dem Highway nach *Te Anu* stellen meine Ausdauer gewaltig auf die Probe – meine Geduld auch.



\*

Ich war nie ein besonders religiöser Mensch. Trotzdem wirken die Kirchen, die in jedem noch so angelegenen Ort von Neuseeland zu finden sind, beruhigend auf mich. Denn in den dünn besiedelten Distrikten *Otago* und *Southland* beschleicht einen schnell das Gefühl, allein auf der Welt zu sein. Auf der Backcountry Road zwischen *Te Anau* und *Queenstown* ertappe ich mich dabei, wie auch ich Zwiesprache halte. Schnurgerade zieht sich die Schotterpiste durch ein weites, von kargen Bergen gesäumtes Tal; über Stunden begegnet mir niemand außer einer trägen Rinderherde und einem Farmer im verbeulten Pickup. Am Horizont verschwimmen die Konturen und Sand knirscht zwischen meinen Zähnen. Die Muskeln in den Oberschenkeln brennen und der Wasservorrat in meinen Flaschen geht bedenklich schnell zur Neige. Endlichen tauchen, wie eine Fata Morgana, vor mir die *Mavora Lakes* auf, mein Etappenziel für heute.



Was gibt es Schöneres, als morgens aus dem Zelteingang zu kriechen und den Tag mit einem Bad im eiskalten See zu begrüßen? Während der Kaffee auf dem Gaskocher brüht, genieße ich die Stille, den Wind und das seltene Gefühl, eins mit der Welt zu sein.

Die *Walter Peek Station* am Fuße der *Southern Alpes* ist das Tor zu einem anderen Neuseeland. Im herausgeputzten Farmhaus am Ufer des *Lake Wakatipu* nippen britische Rentnerpärchen an Porzellantassen und decken sich mit überteuerter Kiwimarmelade und grauen Schafwollsocken ein. Das rote Schindeldach und die weiß getünchten Mauern des Hauptgebäudes leuchten weit in dieser Einöde aus Fels und ockerfarbener Erde. Mehrmals täglich macht unten am Steg die *TSS Earnslaw* fest, ein historisches Dampfschiff, das Touristen aus dem nahe gelegenen *Queenstown* zu einem Ausflug an den Rand der Wildnis schippert. Von hier aus sind es knapp zwei Stunden bis in den Hafen der neuseeländischen Fun-Kapitale.

Etwa eine Million Touristen werden jährlich durch die Bettenburgen der Stadt geschleust. In den mondänen, neonbeleuchteten Straßen drängen sich Kneipen, Shops und Restaurants dicht an dicht wie nirgendwo sonst im Land. Die Agenturen und Reiseveranstalter überbieten sich mit ihrem Spaßangebot: Bungee-Jumping, River-Rafting, Helo-Skiing, Sky-Diving - *Queenstown* schläft nie.

Noch spät in der Nacht schallt das rhythmische Klatschen von der Bungee-Schanze in den Bergen über der Stadt durch die Häuserfluchten. Das Echo des Countdown mischt sich mit dem Wummern der Bootsmotoren in der Bucht und den Bässe aus den Lautsprechern der Nightclubs. Nach der Einsamkeit auf der *Mount Nicolas Road* könnte der Kontrast kaum größer sein.

\*

Meine Reise auf der Südinsel führt mich entlang der schmalen Westflanke der *Southern Alpes* in Richtung Norden. In den Hostels unterhalb des *Haast Pass'* machen Berichte von heftigen Regengstürmen am *Franz Josef Glacier* die Runde. Nichts Ungewöhnliches in dieser Gegend, in der die Wolkenbrüche eines einzelnen Tages leicht den durchschnittlichen Jahresniederschlag von Hamburg übertreffen. Aber Grund genug, den Aufenthalt im gemütlichen Backpacker um einen Tag zu verlängern. Eine Gruppe Schweizer Radler, von Norden nach Süden unterwegs, berichtet von überfluteten Campingplätzen und schlaflosen Nächten auf überdachten Picknicktischen. Ihre schlammverkrustete Ausrüstung spricht Bände.

Als der Himmel am nächsten Morgen aufklart, breche ich auf. Ich habe Glück, erwische ein Wolkenloch. Schwer atmend strampele ich durch Farnwälder, vorbei an wild überwucherten Baumriesen, die mich an Abbildungen vergangener Erdzeitalter erinnern. Manchmal öffnet sich die grüne Wand und gibt den Blick frei auf das *Tasmanische Meer*, auf graue, von Treibholz übersäte Strände und morastiges Hinterland. Unter der gleißenden Sonne verwandelt sich die Luft über dem

glitzernden Asphalt in eine Dampfsauna. An Zwischenstopps unter freiem Himmel ist nicht zu denken - Geschwader von Sandfliegen lassen jede Verschnaufpause am Straßenrand zur sportlichen Herausforderung werden. Ich nutze die Brise aus Südwest und nehme die Etappe bis *Fox Glacier* in einem Rutsch.

In den Orten am Fuße der Gletscher tobt der Backpackertourismus. Die Hostels sind gerammelt voll, die Bars übertrumpfen sich mit Angeboten um die längste Happy Hour und über den Bergen kreisen die Hubschrauber. Früher kalbten die Gletscher direkt ins Meer, heute sind sie zu einer Höhe von 400 Metern über dem Meeresspiegel abgeschmolzen, neben dem Highway sieht man noch ihr altes Schotterbett.



Wenige Kilometer nordwestlich von *Fox Glacier* versteckt sich der *Lake Matheson* im Wald. Weil es tagelang geschüttet hat, wälzen sich Sturzbäche über die Straße. Eine dunkle Wolkenfront klebt bedrohlich über dem *Mount Cook*. Der *Boardwalk* um den See ist überflutet, barfuß wate ich durch das teerbraune Wasser, unschlüssig, ob ich den schwankenden Bohlen vertrauen kann. Seeschlangen gleiten elegant durch das Schilf. Plötzlich bricht die Abendsonne durch die Wolken und taucht die schneebedeckten Gipfel der Alpen in zartrosa Licht. Nebelschwaden steigen aus dem Blätterdach. Der See ruht spiegelblank zu meinen Füßen. Anfangs nehme ich es gar nicht wahr, erst als sich meine Augen auf das gegenüberliegende Ufer fokussiert haben, verdoppelt sich das Bild - der See beschenkt mich mit einem perfekten Spiegelbild der Alpen.

\*

In *Ross* gehen die Männer auf Possumjagd. 70 Millionen dieser nimmersatten Allesfresser soll es in Neuseeland geben. Besonders in den Wäldern der Westküste treiben die possierlichen Beutelsäuger ihr Unwesen. Ein geschäftstüchtiger Seefahrer importierte sie einst aus dem benachbarten Australien, um eine Pelztierzucht aufzubauen. Im 21. Jahrhundert sind sie zu einer apokalyptischen Plage geworden. Ohne jede Feinde in der Nahrungskette, vermehren sie sich zügellos und richten enorme Schäden an Bäumen und Sträuchern an. Bei Campern sind sie berüchtigt für ihre Vorliebe, Mülltüten zu plündern und an Zeltwände zu pinkeln – auch mein Hilleberg bleibt nicht verschont.

Die Männer im Pub dösen mit ihren Flinten vor dem Kamin. Draußen prasselt der Regen und reißt hässliche Furchen in die aufgewühlte Erde. Die *„wet west coast“* macht ihrem Namen alle Ehre. Das Dorf ist einer der wenigen Minenstandorte, an denen noch immer Gold gewonnen wird. In den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts gehörte die Siedlung zu den größten Städten im ganzen Land. Ergiebige Vorkommen des Edelmetalls bescherten Ross und dem nahe gelegenen *Hokitika* ansehnlichen Reichtum. Heute zählt das Dorf 350 Seelen.

Viele Männer sind arbeitslos. Von den Frauen ganz zu schweigen. Die Mine ist der einzige industrielle Arbeitgeber weit und breit. Höchstens ein paar Touristen wie ich steigen schutzsuchend für eine Nacht im heruntergekommenen Empire Hotel ab, wenn die Wolkenbrüche jeden Gedanken an eine Weiterreise in absurde Ferne rücken. Nicht mehr als eine Handvoll winzige Holzhäuser säumen die Hauptstraße. Eine verwitterte, überlebensgroße Holzfigur mit Cowboyhut lädt Durchreisende zum *Goldpanning* ein. Ein Lehrpfad hinter dem Minengelände führt vorbei an einer baufälligen Glücksritterhütte und einem verrotteten Wasserrad bis zu einem verwunschenen Friedhof. Die halb verfallenen Grabsteinen erzählen davon, dass die Menschen hier meist jung gestorben sind.

Die Geschäfte laufen nicht gut, die Mine hat gerade die letzten Kumpel aus dem Dorf entlassen. Also trifft man sich im Pub. Ben und Derril hocken an der Bar, ihre abgewetzten Jeans stecken in verdreckten Gummistiefeln, rauchen selbst gedrehte Zigaretten und leeren Pint um Pint. Bis Eliza sie vor die Tür setzt, weil sie weiß, dass sie von der Zeche vorerst keinen Penny sehen wird. Der Alkoholpegel ist hoch – die beiden beobachten mich unverhohlen, als ich meine bunten Regenklamotten vor dem Kaminfeuer zum Trocknen drapiere. Wasser trieft aus meinen Haaren. Ich grüße freundlich. Starre Blicke. Ein sparsames Schmunzeln, ein gedehntes: „Yeaaa...“ Pause. „No rainforest without rain, he?!“ Schallendes Gelächter - das Eis ist gebrochen.

Ich frage, was es mit den Flinten auf sich hat. Ben erklärt mir im breiten Kiwi-Slang, dass das Dorf in Aufruhr ist. Die Leute sorgen sich um die Fische und das Trinkwasser, um die Wälder und ihr Vieh. Die Regierung versprüht mit Flugzeugen und Helikoptern Gift über dem unzugänglichen Hinterland, um das wachsende Possumproblem in den Griff zu bekommen. Während die Experten in *Wellington* mögliche Spätfolgen bestreiten, finden die Einheimischen verendete Vogelkadaver. Also greifen sie lieber zu Gewehren und Fallen. Jedes tote Possum ist ein gutes Possum.

„Was ist anders in Europa?“, wollen sie von mir wissen. „Und wie erträgt man das Leben in Städten, in denen mehr Menschen wohnen als in ganz Neuseeland?“ Ich weiß keine plausible Antwort darauf. Aber Ben und Derril sind zufrieden, als ich ihnen versichere, wie sehr mich die Natur in ihrem Land beeindruckt. Dann sind sie versöhnt mit ihrem Schicksal, mit den Possums, der Einsamkeit und den korrupten Minenbossen. Denn fortgehen von hier würden sie ohnehin nie. Ob aus Feigheit, Bequemlichkeit oder weil sie dieses Land lieben, spielt eigentlich keine Rolle.



Schließlich ist Beständigkeit so etwas wie eine neuseeländische Tugend. So klein dieses Land ist, es pflegt seine Unterschiede, seine Wurzeln und seine Vorurteile. Wo es keine Jahrtausende alte Geschichte gibt, braucht wenigstens die Gegenwart Kontinuität. Wer die Gelassenheit des Südens im Blut hat, verachtet die Hitzköpfe von *Auckland*. Und wer eine Yacht in der *Bay of Plenty* sein Eigen nennt, lächelt mitleidig über die grobschlächtigen Schafscherer aus *Invercargill*. Was der schottischen Gemeinde von *Dunedin* ihre Kathedrale, ist den Maori von *Napier* ihr Marae. So verschieden wie das Wetter diesseits und jenseits des *Haast Pass* sind auch die Menschen zwischen *Bluff* und *Cape Reinga*: „another cettle of fish“. Nur die Liebe für Rugby verbindet sie. Und die giftgelben Plastiktüten der Supermarktkette Pack 'n Save.

\*

Ob im pompösen Nationalmuseum „Te Papa“ in *Wellington*, auf den brodelnden Geothermalfeldern von *Rotorua* oder in den Souvenirläden von *Queenstown* - die Legenden um das heroische Götterpantheon der Maori verkaufen sich gut. Als folkloristische Tanzdarbietung, traditionelles „Hangi“-Festmahl oder geschliffener Jadeschmuck. Manchmal gelingt sogar der Spagat zwischen Völkerverständigung und Ethnokitsch.

Zum Beispiel in Kerris winzigem Atelier in *Whataroa*, das vollgestopft ist mit Schnitzereien aus Treibholz und Kauri, mit Muscheln und Steinen, mit Amuletten und Ringen aus Elfenbein und Greenstone. Die kleine, dunkelhäutige Frau mit den hohen Wangenknochen und dem glatten, schwarzen Haar begrüßt jeden Besucher mit einem liebenswürdigen Lächeln. Weiche Flötentöne umschmeicheln die Regale und Vitrinen, in denen martialische *Mere* (Kriegskeulen) neben filigranen *Heitiki* (Anhänger) ausgestellt sind. Jedes Stück ein Unikat. Erst mühevoll geschliffen und auf Hochglanz poliert, gibt die Jade ihr zartes, blassgrünes Innenleben preis: feine Linien und Äderchen, Risse und Sprengel.

Das *Pounamou*, wie der Stein bei den Maori heißt, hat - wie alle Naturgegenstände in der polynesischen Mythologie - seine eigene Geschichte. Sie erzählt von der Maorifrau *Hine-pouamu*, die von dem Gott *Poutini* entführt wurde und aus Trauer über die Trennung von ihrem Mann *Tamatea* zu Jade erstarrte. Als Tamatea seine geliebte Frau so in einer abgelegenen Bucht fand, weinte er bitterlich. Seine Tränen hinterließen Spuren in dem tiefgrünen Stein, die bis heute darin zu sehen sind.

Wohl eher ins Reich der modernen Mythen gehört das Gerücht, die Maori hätten Jade niemals für sich selbst, sondern nur als Geschenk für andere erworben. „Ich habe von dieser ‚Legende‘ gehört“, nickt Kerri. „Ist wohl eher eine Erfindung der Tourismusindustrie. Glauben Sie daran, wenn Sie wollen“, schmunzelt sie und drückt mir zum Abschied ein Bröckchen ungeschliffene Jade in die Hand. Ich hüte es bis zum Ende meiner Reise wie einen Schatz.

\*

Ein paarhundert Kilometer weiter nördlich lebt eine Gemeinschaft, die ebenfalls einen speziellen Lebensstil kultiviert. Als in den Achtzigern die atomare Wolke über Europa zog, war Neuseeland für viele das gelobte Land. Einige machten ihre Birkenstock zu Siebenmeilenstiefeln, packten ihre Ringelpullis und Getreidemühlen und verlegten ihren Wohnsitz ins sonnenreiche Nelson. *Permanent Residents*, Zivilisationsflüchtlinge, die in Neuseeland ihre Vision von einem besseren Leben verwirklicht glaubten, bis die *Rainbow Warrior* im Hafenbecken von Auckland sank - da spätestens hatte der Rest der Welt sie eingeholt.

Trotzdem rücken sie weiter tapfer ihre Nickelbrillen zurecht, lächeln friedvoll und reichen selbst gebackenes Vollkornbrot über hölzerne Ladentheken. Enthusiastisch malen sie Sonnenblumen auf Häuserwände und wippen im Takt zu den Songs von Janis Joplin, deren Stimme aus den Lautsprechern der Hippie-Bars röhrt. Kein Mensch in Deutschland würde sich dieses Klischee mehr leisten. Neuseeland verzeiht jeden Spleen. Auch das ist eine Errungenschaften in diesem manchmal so wunderbar provinziellen Land - leben und leben lassen.

Obwohl diese Devise lange Zeit nur für weiße Gesichter europäischer Abstammung galt. Die Kolonialgeschichte Neuseelands ist kurz und blutig. *James Cook* und seine Leute bescherten den Ureinwohnern *Aotearoas* nicht nur kahl geschlagene Hügel und erodierte Küstenstriche, die heute weite Teile Neuseelands prägen, sondern auch den Tod. Die polynesischen Einwohner, einst selbst aus Polynesien eingewandert, waren zwar schon vor der Ankunft der *Pakeha* nicht gerade von biblischer Friedfertigkeit, aber erst das Kolonialgebaren der Briten ließ die Anzahl der Ureinwohner binnen kurzer Zeit von über 100.000 auf 42.000 schrumpfen. Krankheiten, Enteignungen und nicht enden wollende Stammesfehden bedrohten die Existenz des Volkes. Heute leben wieder rund 350.000 Maori vor allem auf der Nordinsel – gerade ein Fünftel der 3,8 Millionen Einwohner –, die meisten unterhalb der Armutsgrenze.

In den Achtzigerjahren begann Neuseeland, viel früher als das benachbarte Australien, sich mit seiner Kolonialvergangenheit auseinanderzusetzen. Seither vollzieht sich ein Wandel. Viele Orte tragen wieder traditionelle Maori-Namen, Kulturzentren entstehen im ganzen Land und die Regierung unter Premierministerin Helen Clark wird nicht müde, ihre Bemühungen um Gleichberechtigung und kulturelle Förderung der Ureinwohner zu betonen – auch wenn sie damit einigen europäisch-stämmigen Neuseeländern die Zornesröte ins Gesicht treibt. Der Vertrag von *Waitangi*, in dem sich 1840 die mächtigsten Maori-Häuptling der Britischen Krone unterwarfen, um im Gegenzug ihr Verfügungsrecht über Ländereien und Fischereigründe zu retten, ist heute ein Symbol für den selbstbewussten Kampf der Maori gegen das Unrecht der ehemaligen Kolonialmacht. Gleichzeitig hat die Tourismusindustrie die jahrhundertealten Mythen und Traditionen der Maori als Marketinginstrument entdeckt.

\*

Erfolgreich vermarkten lassen sich aber nicht nur die Kriegstänze der Maori, sondern auch die vielen Schauplätze in Neuseeland, an denen in den letzten Jahren Filmgeschichte geschrieben wurde. Zum Beispiel im Norden der Südinsel, nicht weit vom *Fairwell Spit*. Am Ausgang des *Kahurangi National Parks* treffe ich Pete. Seit Jahren kutschiert der drahtige Typ einmal am Tag müde Wanderer vom nördlichen Ende des *Heaphy Tracks* in das 30 Meilen entfernte *Collingwood*. Heute bin ich sein einziger Fahrgast. Erschöpft, mit verspannten Schultern und maikäfergroßen Blasen an den Füßen lasse ich mich nach meiner fünftägigen Wanderung durch Palmenwald und mooriges Hochland in den Sitz seines klapprigen Kleinbusses plumpsen. Obwohl ich nach meinem Trekking-Abenteuer zum Himmel müffeln muss, lässt Pete sich nichts anmerken.

Stattdessen erteilt er mir eine Lektion in Sachen Ortskunde: „Da oben“, raunt er und zeigt auf eine schartige Felskuppe der *Wakarama Range*, „war vor ein paar Jahren die Hölle los“. Er erzählt, wie Helikopter um die Berghänge schwirrten wie Termiten um ihren Bau. Einsatzteams seilten Kameras, Nebelmaschinen und Scheinwerfer in die Hochtäler ab, Festungen ragten urplötzlich in den Himmel. Eine kilometerlange Kolonne von Trucks, vollgestopft mit Requisiten, Baumaterial und technischem Gerät, blockierte die Straßen. Seltsame Gestalten in Rüstungen und Gewändern belagerten Restaurants, Hotels und Bars, die rund um die Uhr geöffnet hatten und das Geschäft ihres Lebens machten. Nur wenige Tage dauerte der Spuk. Die Dreharbeiten zu „Lord of the Ring“ hielten nicht nur *Collingwood* in Atem. Landauf, landab werden die Drehorte der dreiteiligen Ringparabel als touristische Highlights angepriesen. Gesehen hat Pete den Film noch nicht, nein, das sei nicht sein „cup of tea“. Aber stolz ist er trotzdem, wie fast alle Neuseeländer, dass die kleine Nation im südlichen Pazifik endlich im Rampenlicht steht. Als die Filmleute abreisen, ist auch *Collingwood* um eine Attraktion reicher.

\*\*\*

Neuseeland, das sind zigtausend Kilometer unberührte Küstenlinie voller Treibholz und Tang, das sind Wälder und Fjorde, Vulkane und Gletscherseen. Das sind die Alpen und das Meer. Und doch, die Idylle trägt. Wer sich Zeit nimmt, entdeckt die Schneisen, die Menschen in das Naturparadies



geschlagen haben. Der sieht Monokulturen und gerodete Hügel, hört von Giardia-Bakterien im Wasser und UV-Strahlen zur Mittagszeit. Und er sieht, wie sich der Fernverkehr vor allem auf der Nordinsel über die Highways wälzt. Logging-Trucks und Dairyaster, Touristencoachs und Bootsgespanne donnern ungebremst auf Armeslänge an mir vorbei, saugen mich in ihren Windschatten und machen das Radeln auf dem *Pacific Coast Highway* zum Überlebenskampf.

Ich weiß nicht, wie oft ich in diesen Tagen mein Flickzeug aus den Taschen kramen musste. Unmöglich, sämtlichen Flaschenhälsen und Glasscherben am Straßenrand auszuweichen. Obwohl die Regierung in drastischen Plakat-Kampagnen vor den Folgen Trunkenheit am Steuer warnt, ist Alkohol auf neuseeländischen Straßen noch immer ein Volkssport. An jeder Kurve steht ein Kreuz. Mehr als einmal danke ich meinem Schutzengel.

Und noch etwas ist anders auf der Insel nördlich der *Cook Strait*. Obwohl ich mich nach fast zwei Monaten auf dem Bike an das Strampeln gewöhnt habe, bricht der Norden meine Kraft. Das nervtötende Auf und Ab der Hügellandschaft stellt jede Kletterpartie im Gebirge in den Schatten. Weder hoch noch steil sind die Anstiege hier, aber die Monotonie der ewigen Wiederkehr des Gleichen laugt aus. Und so entschieße ich mich, einige Etappen per Bus zu überbrücken.

\*

Es ist März und der Herbst ist angebrochen. Der *Tongariro National Park* empfängt mich mit grauem Schmuddelwetter. Im Konvoi stapfe ich durch die unwirtliche Kraterlandschaft und habe das Gefühl, jeden Moment ersticken zu müssen. Auf dem *Tongariro Crossing* stinkt es so massiv nach faulen Eiern, als wären wir in die Hölle abgestiegen. Die schlafenden Vulkane *Ruapehu* (2.797 m), *Ngauruhoe* (2.291 m) und *Tongariro* (1.986 m) sind Heiligtum der Maori und ein Geschenk des Häuptlings *Te Heuheu* an die Regierung. Wegen der drei majestätischen Kegel gehört der Nationalpark zu den beliebtesten im Land.

Trotz der feucht-kalten Witterung verströmt die Erde unheilvolle Wärme. Unser Pfad windet sich steil am Vulkanhang hinauf, rechts und links davon ist der Boden kahl und pockennarbig. Nur Moose, Flechten und Gestrüpp haben einen Teil der erstarrten Lavamassen besiedelt. Aus den Felsspalten quillt heißer Dampf. Die Sohlen finden auf dem porösen Gestein kaum Halt und der Weg verschwindet im Nebel.



Knapp unter dem Himmel liegen die *Emeral Lakes*, ein Duzend türkisfarbene Seen, die in den Kratern des *Tongariro* schlummern. Sie starren uns an wie reglose Pupillen – unheimlich und unergründlich. Ein bisschen mulmig ist mir zumute, schließlich liegt Neuseeland auf dem pazifischen Feuergürtel. Erst 1995 spuckte der *Ngauruhoe* Tausende von Kubikmetern Magma, Geröll und Ruß über die Kraterhänge, an denen sich ein beliebtes Skigebieten erstreckt. Zum Glück lädt das Wetter ohnehin nicht gerade zu einem Picknick ein. Von der *Ketetahi Hut*, kurz hinter dem *Blue Lake*, reicht die Sicht an klaren Tagen bis zum 20 Kilometer entfernten *Lake Taupo*. Heute vermässelt uns dichtes Schneetreiben den Ausblick.

Auf den roh gezimmerten Pritschen der Hütte sammeln erschöpfte Wanderer Kraft für den Abstieg, trocknen ihre Wollsocken und stärken sich mit Studentenfutter und Fertignudeln. Hier, wie überall, wo ‚Tramper‘ eine Weile lang mit ihrem Rucksack allein durch die Wildnis wandern, machen Abenteuerberichte genauso die Runde wie Kekstüten und Zigarettenschachteln. Die Strapazen des letzten Fußmarschs, die überwältigenden Eindrücke der Natur oder einfach nur die Erschöpfung schmieden für wenige Stunden eine Gemeinschaft – jenseits von Sprachbarrieren, Bildungsgrad und Portemonnaie. Manchmal wird mehr daraus. Bei einer ähnlichen Gelegenheit, als die Fähre über die *Cook Strait* wegen Sturmwarnung im Hafen von *Havelock* warten muss, lerne ich Tracey kennen, eine radelnde Australierin, die mich ein paar Tage meiner Reise begleiten wird. Doch meist bleibt es bei einer kurzen Begegnung. Ein ‚Good luck‘, dann geht jeder seiner Wege.

\*



Für viele Touristen ist es ein willkommener Schnappschuss, ich fühle mich beim Fotoshooting am Leuchtturm von *Cape Reinga* wie nach dem Zieleinlauf beim Marathon. Genauso erschöpft und mindestens ebenso glücklich. Zweieinhalb Monate im Fahrradsattel, weit über 3.000 Kilometer in den Beinen, Neuseeland durchmessen vom südlichsten Zipfel bis ans nördliche Kap. Vom Leuchtturm aus schaut man auf eine vorgelagerte Felsnase, hinter der sich das Tasmanische Meer mit dem Pazifischen Ozean vereinigt. Etwas oberhalb der Wasserlinie hat ein 800 Jahre alter *Pohutukawa*-Baum seine Wurzeln in den Fels vergraben. Er markiert, so glauben die Maori, den Zugang zur Unterwelt: ‚world’s end‘.



\*



In den Straßen von *Auckland* herrscht geschäftiges Treiben. Neuseelands heimliche Kapitale zählt knapp anderthalb Millionen Einwohner und ist die größte Stadt des Drei-Insel-Staats. Die meisten Kiwis halten sie für einen Moloch, Touristen schätzen die weltoffene, multikulturelle Metropole. Für mich ist sie die letzte Station meiner Reise. Rastlos streune ich durch die beschaulichen Stadtviertel, genieße die Mischung aus polynesischer Tradition, europäischer

Lebensart und asiatischem Flair. Im Hafen von Auckland liegt die Segeljacht *KZ1*. Mit ihr gingen die Neuseeländer 1988 ins Rennen um den berühmten America's Cup. In einem spektakulären Finale kämpfte die Crew gegen die italienischen Favoriten – und gewann die berühmteste Hochseeregatta aller Zeiten. Kleines Inselvolk ganz groß.

Es ist Nacht geworden in Auckland. Unter mir glitzert das Lichtermeer der Stadt. In der Mitte ragt der futuristische Fernsehturm empor, in kaltem, blauem Neonlicht strahlend. Wie eine Rakete zum Abschuss bereit. Bevor meine Boeing 747 in die Wolkendecke über Auckland eintaucht, sendet er ein letztes Signal aus einem Land, das drei Monate lang mein Zuhause war. *E nohoro, Aotearoa! Auf Wiedersehen, Neuseeland!*



(7.2.2002-7.5.2002)

